



dot
books

JANE
FEATHER

Das
Begehren

des
Lords

ROMAN

Fenster eilte. Auf der Straße unten war es zwar ruhig, aber trotzdem konnte sie die Geräusche Londons hören, die eisernen Räder auf dem Kopfsteinpflaster, das raue Rufen der Burschen mit ihren Karren, die Träger der Sänften, die Männer, die ihre Pasteten verkauften, die Schreie vom Bock der Kutschen, die durch den unregelmäßigen Verkehr gelenkt wurden.

Abigail wollte sich nicht in der Abgeschlossenheit ihres Zimmers aufhalten, ja noch nicht einmal auf der ruhigen herrschaftlichen Straße unter ihrem Fenster. Sie befand sich in London, die Welt lag ihr zu Füßen – und sie war hier eingesperrt und sollte warten, bis jemand kam und den passenden Schlüssel für die Tür in der Hand hielt. Nun gut, aber einen kleinen Spaziergang auf eigene Faust durfte sie doch wohl machen, oder? Vielleicht am Piccadilly entlang, der gar nicht weit entfernt lag, sondern gleich am Ende der Straße. Zu Hause hatte sie doch auch immer allein spazieren gehen dürfen. Warum sollte es hier also nicht in Ordnung sein?

Abigail ließ ihre Haube liegen und hoffte, keinem Diener zu begegnen, als sie leichtfüßig die Treppe hinuntereilte. Sie flog förmlich durch die Halle und öffnete die Eingangstür. Es grenzte an ein Wunder, dass niemand in die Halle gekommen war. Sie trat auf die oberste Treppenstufe und atmete tief durch. Die Stimme der Vernunft in ihr meldete sich zu Wort und beschwor sie eindringlich, es nicht zu tun, zumindest nicht ohne Begleitung. Immerhin befand sie sich in London und nicht in dem kleinen Provinzstädtchen, das sie gewohnt war. Sie hätte die Begleitung eines Lakaien verlangen können oder sogar die einer Zofe. Aber irgendwie lag ihr auch das Draufgängertum im Blut, obwohl sie normalerweise nicht diejenige war, die Grenzen überschritt. Sie warf den Kopf hin und her, genoss die Freiheit ohne Haube, und mit raschen Schritten eilte sie die Straße hinauf. Nur ein- oder zweimal schaute sie sich um, rechnete mehr oder weniger damit, dass ihr jemand nachrief und sie aufhielt. Nichts dergleichen passierte. Unentdeckt erreichte sie das Ende der Straße und wandte sich in Richtung Piccadilly.

Dort ging es schon lebhafter zu, war der Lärm der Stadt schon lauter. Neugierig blickten die Leute auf die gut gekleidete junge Frau ohne Hut, ohne Umhang und ohne Begleitung. Aber Abigail störte sich nicht daran; es ließ ihr Abenteuer nur noch aufregender werden.

Langsam schlenderte sie am Piccadilly entlang, betrachtete die Auslagen in den Schaufenstern und ignorierte die starrenden Blicke, bis ein junger Bursche in einer flammend gold- und violettfarbenen Weste sein Augenglas anhob, sie begaffte und ihr zuwinkte. Abigail warf den Kopf in den Nacken und drehte sich weg, merkte aber, dass er sich an ihre Fersen heftete. Plötzlich überfiel sie die Angst, sodass sie sich in eine schmale Einfahrt drängte und sich in einem lärmenden Hof wiederfand, der an allen vier Seiten durch die hohen Steinmauern der umliegenden Gebäude eingeschlossen war.

Panik stieg in ihr auf, während ihr Blick von einer Seite zur anderen flog. An der anderen Seite des Hofes lehnte sich ein liederliches Frauenzimmer an die Wand und beobachtete sie. Zwischen den Lippen der Frau klemmte eine Maiskolbenpfeife. Neben ihr stand ein Mann, der an einem Stück Holz schnitzte. Mit grüblerischer Miene musterten die beiden den Neankömmling.

Abigail drehte sich um und wollte den Weg zurücklaufen, den sie gekommen war, sah sich aber dem Mann in der gestreiften Weste gegenüber.

»Sieh an, was für ein hübsches kleines Ding haben wir denn hier?«, fragte er mit unangenehm hoher Stimme, die außerdem noch einen jammernenden Unterton hatte. Abigail sträubten sich die Nackenhaare.

»Lassen Sie mich durch, Sir«, verlangte sie so selbstbewusst, wie sie nur konnte. Noch nicht einmal ihr blieb das Zittern in ihrer Stimme verborgen.

»Oh, ich glaube nicht, dass ich das möchte«, entgegnete der Mann und umklammerte ihre Oberarme mit festem Griff. »Das hieße doch, dem sprichwörtlichen geschenkten Gaul ins Maul zu schauen. Was für ein Leckerbissen, der mir da direkt in die Arme läuft. Ich geb dir einen Kuss, Süße. Und du mir auch.« Er senkte den Kopf, sodass sein voller, glänzender Mund immer näher kam.

Abigail kreischte auf und trat ihm heftig gegen das Schienbein. Sie konnte den Wein in seinem Atem riechen, den Schweiß, über dem ein schweres Parfüm lag. Wieder schrie sie auf, just in dem Moment, als sein Mund sich über ihrem schloss; sie war überzeugt, in dem abscheulichen, heißen Gestank, den er ausströmte, ersticken zu müssen.

Und dann stob er von ihr fort, stürzte prustend gegen die Mauer.

»Sind Sie verletzt, meine Liebe?«, fragte eine besonnene Stimme.

Verzweifelt hatte Abigail versucht, sich den Abdruck seiner stinkenden Lippen von ihren zu reiben, ließ die Hand aber jetzt sinken und musterte ihren Retter. Der junge Mann, der sich die hellen Haare mit einem schwarzen Samtband im Nacken gebunden hatte, senkte die blauen Augen besorgt auf sie. Sofort schoss Abigail durch den Kopf, dass ihr noch niemals ein so schönes Geschöpf begegnet war.

»Nein ... nein, ich denke nicht. Danke, Sir«, stammelte sie.

Sebastian blinzelte, als der wohlmodulierte Tonfall einer jungen Frau aus gutem Hause an sein Ohr drang. Denn er hatte angenommen, dass es sich bei dem Opfer des Burschen um ein Dienstmädchen auf einem Besorgungsgang handelte oder sogar um eine Dirne aus einem der Häuser am Covent Garden. Aber als er jetzt die Bekleidung des Mädchens und ihren frischen Teint betrachtete, als er ihre elegante Aussprache hörte, musste er feststellen, dass er sich geirrt hatte. Der Mann, der sie angegriffen hatte, lehnte immer noch gekrümmt an der Wand. Keuchend und hustend mühte er sich ab, nach dem mächtigen Schlag in seine Magengrube wieder Luft in die Lungen zu bekommen. Ganz offensichtlich war er überzeugt gewesen, mit der jungen Frau, die ohne Hut und anscheinend ungebunden unterwegs war, leichtes Spiel zu haben.

»Kommen Sie.« Sebastian ergriff den Arm der jungen Frau und führte sie aus dem übel riechenden Hof hinaus auf die sonnenhelle Straße, wo die Luft sofort frischer roch. Abigails Atem ging langsamer, ihre Panik wich.

»Wo steckt Ihre Zofe ... Ihre Anstandsdame ... wer auch immer Sie begleitet?«, fragte Sebastian und ließ den Blick die Straße hinauf- und hinabschweifen.

Zögernd schüttelte Abigail den Kopf. Ihr war klar, was der Mann von ihr halten würde, sobald er begriffen hatte, dass sie allein unterwegs war.

»Ich ... ich bin allein rausgegangen«, gestand sie mit hängendem Kopf. »Ich wollte die Freiheit genießen. Nur für eine kleine Weile.«

Sebastian schaute sie einen Moment lang schweigend an. Er verstand ihr Verlangen nur zu gut; schon oft war ihm durch den Kopf gegangen, dass Frauen, insbesondere die jüngeren, die Einschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit bisweilen als unerträglich empfinden mussten. Selbst Serena, die mehr Freiheit genoss als die meisten anderen Frauen, war gewissen gesellschaftlichen Zwängen unterworfen. Oder jedenfalls unterworfen gewesen, ermahnte er sich, denn schließlich hatte er keine Ahnung, was sie zurzeit trieb.

»Wo wohnen Sie?«, fragte er.

»Bruton Street.«

Er nickte. Wie angenommen eine höchst respektable Adresse.

»Ihre Familie ist bestimmt schon außer sich vor Sorge.« Eigentlich hatte er nicht gedacht, dass sie einen Vorwurf aus seiner Antworten heraushören würde. Aber in den blauen Augen des Mädchens stiegen Tränen auf, und ihre Lippe zitterte. Sie ist doch kaum mehr als ein Kind, stellte er fest, und aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie auch so unüberlegt wie ein Kind gehandelt.

»Ich habe Sie nicht ausschimpfen wollen«, erklärte er hastig, »das steht mir kaum zu. Trotzdem werde ich Sie jetzt nach Hause begleiten.« Mit einer leichten Verbeugung, die viel dazu beitrug, Abigail ihre Würde wiederzugeben, bot er ihr den Arm. »Sebastian Sullivan, Ma'am. Stets zu Diensten.«

Abigail brachte es zu einem kleinen Knicks.

»Abigail Sutton, Sir. Und ich bin Ihnen für die Unterstützung sehr zu Dank verpflichtet.«

Er lachte, ohne dass es spöttisch klang.

»Es ist mir ein Vergnügen, Miss Sutton.«

Auf dem kurzen Spaziergang in die Bruton Street lernte Sebastian sehr viel über Abigail Sutton. Mit beachtlicher Geschwindigkeit hatte sie ihr inneres Gleichgewicht wieder errungen und plauderte mit ihm, als wäre er ein alter und sehr wertgeschätzter Freund.

»Paris hat mich nicht besonders interessiert«, vertraute sie ihm an, »aber Mama hielt es für notwendig, dass ich auch auf dem Kontinent meine Erfahrungen sammle und Französisch spreche. Ich fürchte, in der Schule war ich in Fremdsprachen nicht besonders gut. Mein Französisch ist kaum erträglich, aber ich spreche ein wenig Italienisch, und ich kann ganz passabel zeichnen. Hat Miss Trenton in der Schule mir wenigstens gesagt. Sie meinte, ich hätte Talent. Außerdem spiele ich ein bisschen Klavier, und ich singe. Ich kann also alles vorweisen, was in den Salons verlangt wird. Nur an der Harfe bin ich recht ungeübt.«

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, warum jemand versuchen sollte, es an der Harfe zur Meisterschaft zu bringen. Das Instrument scheint ausschließlich die Domäne älterer Ladys mit sehr strengen Frisuren zu sein«, erklärte Sebastian ernst und entlockte seiner Begleitung ein erfreutes Lachen.

Schließlich trafen sie am Haus in der Bruton Street ein. Sebastian wollte sich eigentlich verabschieden, nachdem er sich vergewissert hatte, dass sein Schützling in Sicherheit war. Aber noch bevor er auch nur den Türklopfer anheben konnte, tauchte eine verstörte Lady mit ausladendem Leibesumfang auf und drohte auf der obersten Treppenstufe vor Zorn

beinahe zu explodieren.

»Abigail ... Kind ... wo bist du nur gewesen? Dein Vater ist außer sich vor Sorge. Und ich habe mir beinahe die Haare ausgerauft.«

Sie deutete ganz allgemein in Richtung ihrer gepuderten Frisur, um zu beweisen, dass sie nichts als die Wahrheit sagte. Strähnen hingen aus der mit versteckten Nadeln stramm zusammengehaltenen Pracht, und ein paar Locken tummelten sich wirr auf den Wangen. Knallrote Flecken hoben sich dramatisch von den weiß gepuderten Wangen ab.

»Was um alles in der Welt hast du dir nur dabei gedacht?«, fuhr sie mit erhobener Stimme fort, »und wer ist das? Ein Mann ... du hast dich allein mit einem fremden Mann gezeigt! Auf einer öffentlichen Straße! Was muss das für ein Mann sein, der die Lage eines jungen Mädchens zu seinem Vorteil ausnutzt ... oh, dein Vater wird ihn wohl fordern müssen ...«

»Wenn ich Sie kurz unterbrechen dürfte, Ma'am.« Sebastians entschlossene Stimme schnitt durch Mrs Suttons Hysterie. »Das scheint mir eine unnötig heftige Reaktion auf eine Höflichkeit zu sein, die ich mir in bester Absicht erlaubt habe. Ich habe Miss Sutton lediglich nach Hause begleitet, nachdem sie am Piccadilly in eine Unannehmlichkeit geraten ist.« Er verbeugte sich mit dem Hut in der Hand. »Der Ehrenwerte Sebastian Sullivan, stets zu Diensten, Ma'am.«

Marianne hatte seiner gekonnten Rede wie benommen gelauscht. Zum ersten Mal betrachtete sie die Begleitung ihrer Tochter mit größerer Aufmerksamkeit und bemerkte, dass er von Kopf bis Fuß Vornehmheit und einen guten Stammbaum ausstrahlte.

»Ach, du liebe Güte, Sir. Ich wollte nicht andeuten ... ich bin überzeugt, dass Sie meiner Tochter einen großen Dienst erwiesen haben. Bitte, treten Sie doch ein. Mein Mann möchte sich bestimmt persönlich bei Ihnen bedanken.«

Abigail verging beinahe vor Scham, als sie ihre Mutter mit Sebastians Augen betrachtete. Denn in der Hitze des Augenblicks hatte Marianne die Vokale ausgesprochen breit artikuliert. Mit ihrem zerzausten Haar und dem wirren Kleid sah sie sehr verängstigt aus. Aber Sebastian lächelte Mrs Sutton an und beugte sich über ihre Hand, ganz so, als ob er die offensichtlichen Hinweise auf die alles andere als vornehme Herkunft der Frau gar nicht bemerken würde.

»Es sollte mir eine Ehre sein, Ma'am. Aber glauben Sie mir, es ist nicht mehr als eine Bagatelle, und ich habe Miss Suttons Gesellschaft sehr genossen.« Er wandte sich an Abigail und deutete auf die geöffnete Eingangstür. »Miss Sutton, bitte gestatten Sie, dass ich meine selbst gewählte Aufgabe erfülle und Sie sicher durch die Tür ins Haus begleite.«

Abigail errötete und eilte vor ihm hinein. Ihr Vater tauchte mit gerötetem Gesicht aus dem Speisezimmer auf und hatte sich, genau wie befürchtet, eine Serviette in den Kragen geklemmt.

»Eh, Abigail, was hast du dir eigentlich dabei gedacht? Wo hast du gesteckt? Deine Mama dreht beinahe durch vor Angst.« Die Gesichtsröte verstärkte sich, als sein Blick auf Sebastian fiel. »Und wer sind Sie, Sir? Was haben Sie mit meiner Tochter zu tun?«

Sebastian fand, dass allein das schon ausgereicht hätte, einen Mann daran zu hindern, ihr behilflich zu sein, verbeugte sich aber noch einmal und stellte sich vor.

»Der Ehrenwerte Sebastian Sullivan, Sir. Ich habe Ihre Tochter nach Hause begleitet.«

»Eh?« Eindringlich musterte William den jungen Mann. »Nach Hause? Von wo?«

»Oh, Papa, das muss jetzt wirklich nicht sein«, rief Abigail aus. Sein Verhör beschämte sie zutiefst. »Mr Sullivan hat mich vor einem entsetzlichen Kerl gerettet. Ich bin ihm außerordentlich dankbar. Du darfst nicht so mit ihm sprechen.«

William warf seiner Frau einen Blick zu.

»In der Tat, William«, gab Marianne zu bedenken, »wir haben allen Grund, dem Gentleman überaus dankbar zu sein. Er hat Abigail einen großen Dienst erwiesen.«

William schnaubte.

»Das wäre gar nicht nötig gewesen, wenn sie nicht dorthin gegangen wäre, wo sie ohnehin nichts zu suchen hat. Aber ich muss Ihnen dennoch meinen Dank aussprechen ... Sullivan, sagten Sie?« Er streckte die Hand aus.

»Ja, Sir.« Sebastian ergriff die Hand und erwiderte den warmherzigen Druck. »Glauben Sie mir, ich habe nichts Besonderes getan.«

»Nun, das dürfen Sie natürlich gern behaupten, wenn Ihnen danach ist. Aber ich bin ganz anderer Auffassung. Bitte treten Sie doch näher und essen Sie einen Happen mit uns. Auch wenn die Mittagszeit schon längst verstrichen ist. Ja, bestimmt freuen Sie sich über einen Bissen und über einen Schluck Ale. Da bin ich mir ganz sicher.« Er drängte Sebastian ins Speisezimmer und überließ Abigail ihrer Mutter.

»Du kommst sofort nach oben, Kind. Ich möchte ganz genau wissen, was passiert ist. Alles.« Marianne hatte längst ihre Fassung wiedergewonnen und dachte bereits darüber nach, wie Abigails dummes Abenteuer zu ihrem Vorteil zu wenden war. »Was für ein umgänglicher junger Mann dieser Sullivan doch ist.« Sie scheuchte ihre Tochter die Treppe hinauf. »Wasch dich und zieh dir ein frisches Kleid an. Anschließend musst du dich bei Mr Sullivan hübsch für seine Höflichkeit bedanken.«

Abigail ließ ihre Mutter gewähren, als sie der Zofe die Anweisung erteilte, ihr beim Umkleiden zu helfen und ihr das Haar neu zu richten.

»Nun, Abigail, was ist geschehen?«, fragte Marianne wieder, als sie das Schultertuch im Kragen des Musselinkleides ihrer Tochter befestigte.

»Ein Mann hat mich belästigt. Wirklich, Mama, es war nicht schlimm, aber ein bisschen Angst hatte ich trotzdem, und Mr Sullivan hat angeboten, mich nach Hause zu begleiten.« Sie verbarg das echte Entsetzen, das sie bei dem Angriff empfunden hatte, und redete sich ein, dass es ihrer Mutter nicht guttun würde, sich die Geschichte anzuhören. Außerdem hatte sie keine Lust, den Horror noch einmal zu durchleben, indem sie ihn beschrieb.

»Ich mag mir gar nicht vorstellen, was ihm durch den Kopf gegangen sein muss ... eine junge Frau, die allein zum Piccadilly spaziert«, schimpfte ihre Mutter, »er muss dich für einen echten Wildfang halten. Wenn du dich so benimmst, wirst du niemals einen passenden Ehemann finden. Ja, du kannst dich sogar glücklich schätzen, wenn Mr Sullivan seine Zunge hütet. Wenn das in den Salons die Runde macht, wären alle meine Anstrengungen vergeblich gewesen. Und das Geld deines Vaters verschwendet.« Marianne seufzte tief auf, während Abigail sich auf die Lippe biss, weil ihr klar war, dass ihre Mutter mindestens für die nächsten Tage keine Ruhe mehr geben würde ... bis irgendetwas anderes ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Mit leichtem Stirnrunzeln ließ Marianne den Blick über ihre Tochter schweifen. Mit